

cs]

Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

Und mit beiden Händen an den Kopf sich fassend, begann er zu klagen:

„Ich bin verloren! Ich bin hin! Ich bin in eine Falle geraten! Ich gehe mit meiner ganzen Familie zugrundel! Ach Gott, ach Gott, ach Gott, ach Gott!“

Der betroffene Knabe nahm den Zettel wieder an sich und wartete auf eine Aufklärung. Aber der Better rief den Schächter, einen kräftigen Kerl, und befahl ihm im Tone eines Chefs:

„Jetzt hör', Benzion, was ich Dir sage! Nimm diesen mir ganz fremden Ruben und führe ihn zum Tor hinaus. Sag' ihm, wenn er sich noch einmal sehen läßt, laß ich ihn arretieren! — Du, Benzion, wirst, wenn es dazu kommen sollte, — was Gott verhüten möge — bezeugen, daß ich ihn nicht kannte und hinausgeworfen habe. Hin aus mit Dir!“

Der Knabe war über diese Wendung der Dinge sehr gekränkt. Um so größer wurde seine Neugierde, das Geheimnis des Dokuments zu erforschen. Gleich am nächsten Tag begab er sich aufs neue auf die Suche nach einem vertrauenswürdigen Menschen, der Polnisch verstand. Nach langen Bemühungen fand er ihn endlich. Es war dies ein geheimnisvoller Mann, auf den er von einem Kaufmann hingewiesen worden war (der Kaufmann trug seinen ganzen Laden in einem Korb mit sich), und der auf dem Markt in der Gänsegasse stand und nichts tat, als sich lustig mit allen Leuten zu unterhalten, mit welchen er Geschäfte hatte. Sie bestanden im wesentlichen darin, daß die Krämer, die Schlächter, die Bäcker ihm zu bestimmten Terminen kleine Sümmchen bezahlten.

„Zu diesem geh,“ wurde ihm gesagt. „Dieser verteuflerte Kerl kann alles! Er ist von der „Partei“ — er wird Dich nicht verraten.“

Der höflich aufgeforderte Bagabund nahm den Zettel, verlangte sechs Groschen für das Lesen, und als der Knabe darauf erwiderte, er hätte kein Geld, wollte er ihn schon zurückgeben. Als jedoch sein Auge eine Zeile gestreift hatte, vertiefte er sich in den Inhalt. Er las lange und mit großer Aufmerksamkeit. Darauf zündete er sich eine Zigarette an, steckte das Papier in die Tasche und entfernte sich gleichmütig.

„Bitte, gib mir mein Papier zurück! Ich habe es sehr nötig!“

„Nach, daß Du fortkommst, Du Dumpl! Solang Du heil bist!“

Und als der Knabe laut zu rufen anfing und den Enteigner festzuhalten suchte, nahm ihn der Kerl mit zwei Fingern beim Ohr und zog dermaßen an, daß dem armen Ruben Funken vor den Augen tanzen. Der Junge brach in Tränen aus und entfloß schreiend.

Am Abend dieses Tages fand im Hintergebäude eines Hauses im ärmlichsten Viertel der Stadt die Wochenitzung des „Komitees der Hand der Gerechtigkeit“ statt. Jedes der anwesenden Mitglieder gab Rechenschaft von seiner Tätigkeit. Der „Draht“ beklagte sich, daß er in seinem Revier keine Sammlung mehr zustande bringen könne; die Händler streiften und erklärten, die Revolution sei zu Ende, und sie wollen nicht mehr zahlen. Die „Nadel“ berichtete von elf Besuchen bei reichen Leuten, die zusammen nicht mehr als acht Rubel ergaben.

„Warum hast Du genommen? Du hättest nicht nehmen sollen, nur ein Gesicht machen und so tun, als wolltest Du gehen. So wurde es immer gemacht. Dann pflegten sie noch zu bitten, daß man's von ihnen nimmt. Und haben oft hundert Rubel gegeben.“

„Ja, wann war das? — Jetzt sind andere Zeiten!“

Das „Brieschen“ berichtete die traurige Kenigkeit von der Verhaftung des Genossen „Gaus“ mit Waffen in der Hand. Das „Brieschen“ hatte Tränen in den Augen, als es den Vorfall erzählte:

„Sie haben ihn mit den Bajonetten blutig geschlagen,

und als ich zu unserem Reviervorsteher ging, wollte der Schuft nicht einmal davon reden, obwohl ich ihm erst fünfzehn Rubel, dann fünfzig und schließlich sogar hundert bot! „Auch mir tut er leid,“ hat er gesagt, „aber ich kann jetzt nichts tun. Andere Zeiten!“ sagte er.“

„Ach schlimm, ach schlimm! Unser „Gaus“ ist verloren! Wo sitzt er?“ fragte „Richter“.

„Schon — dort!“

Der Richter machte eine resignierte Bewegung mit der Hand.

Alle seufzten tief über den Verlust des guten Kameraden und berieten weiter. Der Vorsitzende, der Kerl vom Markt in der Gänsegasse, schimpfte die Genossen wegen ihrer Unfähigkeit aus, denn bei der Teilung fielen nicht ganz fünf Rubel auf jeden.

„Ist das erhört? Habt Ihr ein Gewissen? Lumpen seid Ihr und nicht Kommunisten! Was macht Ihr denn eigentlich so in einer ganzen Woche? Ihr seid nicht wert, einer anständigen Organisation anzugehören!“

„Sei nicht böse, „Richter“, sondern begreife, daß jetzt andere Zeiten gekommen sind. Jetzt kannst Du nicht mehr ein Geschäft von fünfhundert Rubeln machen und Dich dazu für den nächsten Tag bei demselben Bourgeois zu Mittag mit Gänsebraten selbst einladen, und darauf noch ein Tänzchen machen. Versuch's doch selber! Für dergleichen ist es zu spät!“

„Ich verlange von Euch keine großen Transaktionen von fünfhundert Rubeln. Nur, daß Ihr Eure kleinen Geschäfte pflegt. Das muß gehen wie eine Uhr!“

„Ja, eine Uhr muß zuweilen auch aufgezogen werden,“ sagte der „Schutzmann“.

„Ein kluges Wort!“ lobte der „Schneider“.

„Ein kluger Rat!“ bemerkte die „Nadel“. „Aber wer soll sie aufziehen? Waffen haben wir keine, Leute zum Totschießen auch nicht. Dazu haben sie auch noch das „Gaus“ verhaftet in diesen dreißigen Zeiten!“

„Das „Gaus“, ja, der hätt's gekonnt! Das war ein anständiger Kampfgenosse, einer von den Alten! . . . Uns aber fürchtet man immer weniger. Sagen wir uns die reine Wahrheit: uns fürchtet man schon gar nicht mehr. Es kann sich eben nicht ein jeder so hinstellen wie der „Richter“.“

„Bei mir, in meinem Viertel sagen die Leute ganz offen: warum sollen wir Steuern zahlen, wenn sechs Wochen ohne das geringste Attentat vergangen sind! Sie sagen: aus mit der Revolution! Sie sind alle auf einmal zur Vernunft gekommen.“

Der bisher schweigsame „Kanarienvogel“ brachte einen formalen Antrag ein: Man möchte in den nächsten Tagen eine Reihe von Ueberfällen in verschiedenen Gegenden des jüdischen Viertels arrangieren, um das daniederliegende Geschäft zu beleben. Die Waffen könnte man mieten.

Aber niemand hatte rechte Lust dazu. Es lag an der Zeit.

Endlich ergriff der „Richter“ selbst das Wort. Er schrie mehr als er sprach, so daß die Kinder, die hinter der Wand schliefen, erwachten und zu weinen begannen, so daß die gelähmte und seit zehn Jahren in den letzten Zügen liegende Mutter des „Schneiders“, in dessen Wohnung die Beratung stattfand, zu stöhnen und mit Grabesstimme ein unheilvolles Geschrei zu vollführen begann:

„Ach, Ihr Diebel! Ihr Räuber! Daß Euch noch der Donner nicht erschlagen hat! Daß Gott mir Unglücklichen Hände und Füße benommen hat! Daß ich Unselige nicht aufstehen kann und Euch der Polizei ausliefern! Daß man Euch alle endlich einmal aufhängt! Diebel! Räuber!“

Die Beratenden ließen die Augen sinken und und saßen still, beschämt die schrecklichen Wahrheiten hörend, mit denen der Vorsitzende sie nicht verschonte:

„. . . Was seid Ihr für Leute! Armenhäuser! Feiglingel Kombinatoren! Der gemeinste Dieb hat mehr Mut und Ehre im Leibe als jeder von Euch! Schande häuft Ihr auf die große Sache! Schmach auf die alte Organisation der „Hand der Gerechtigkeit“, deren Gründung so viel Blut und Opfer gekostet hat. Sind dafür unsere Tapfersten den Seldentod gestorben und unser großer Gründer, der Geld der

Selden, unser geliebter „Ufer“, daß Ihr, stinkendes Paß, an ihrem heiligen Andenken nur verdient und von Euch aus nichts für die Sache tut? Schon lange sehe ich Euch zu, Ihr Feien, und sag nichts. Schon lange warte ich geduldig auf Besserung wie ein Vater, aber jetzt ist's genug! Ich weiß genau, was jeder von Euch denkt. Er denkt, daß der „Richter“ ebenso ist, daß der „Richter“ das erlaubt, daß der „Richter“ Angst hat, den Drowning selbst in die Hand zu nehmen, und nur Geld erpressen will bei der Bourgeoisie, zusammenparen, um bald ein eigenes Geschäft damit zu gründen! Ihr gemeinen Feiglinge! Du, „Nadel“, lächle nicht und denke nicht, daß ich bloß so rede, weil in dieser Woche der Umsatz so gering war. Du, „Nadel“, erinnere Dich wohl, was am hellen Tag mit dem „Tramwaykutscher“ geschah, der mich nicht als seinen Chef achten wollte. Und Du, „Kof“, ich weiß wohl, was Du denkst: Du willst Dich ganz im stillen drücken und zusammen mit Deinem Schwager ein Geschäft gründen, für das Geld, das gesammelt wurde, und für das, das Du der Partei gestohlen hast, trotz Deines Schwurs, alles bis zum letzten Pfennig abzuliefern. Aber von uns zieht man sich nicht so leichten Kaufes zurück. Und der an so was denkt, mag sich an gewisse Ereignisse erinnern!

Und jetzt rate ich euch in Güte — denkt an das, was war! — Hier redet heute einer wie der andere und sagt: schlechte Zeiten!

Ja, warum?

Ihr dummen Feiglinge! Jetzt erst kommt für uns die Zeit! Jetzt erst ist es unsere Sache, der Welt zu zeigen, was Kommunisten sind! Aber ihr versteht nichts! Oder verstehtst du's, „Schutzmann“, so sprich! Warum glaubst du, daß man jetzt keine größeren Geschäfte mehr machen kann? Sprich, ich befehle es dir!

(Fortsetzung folgt.)

Die Spinne.

Von Paul Eitel.
(Schluß.)

Schweigend arbeitete ich längere Zeit. Tiefe Stille herrschte — die dumpfe, eintönige Stille eines tief in der Erde liegenden Gewölbes mit seinen kahlen, schmutzigen und finsternen Mauern, die etwas Graufiges, Unheimliches hatten. Das Gaslicht über meinem Kopfe, das frei brannte, summte leise, zischend, in kurz abgebrochenem Pfeifen. Und dieses Geräusch klang wie ein schwermütiges Lied, das Lied eines lebendigen Grabes, eintönig und monoton, und machte die Stille, das unheimliche Schweigen in diesem Raum nur noch dumpfer und erdrückender.

Als ich mit dem letzten Brett Schrippen fertig war, sah ich einmal flüchtig auf. Ich war überrascht: mitten an der Wand tief die Spinne. Sie war von dem alten Netz heruntergekrochen. Plötzlich hielt sie inne und blieb stehen, als wäre sie selbst überrascht, daß ich sie sah. Und zögernd wandte sie sich, einmal nach rechts, dann wieder nach links, um dann, wie in einem schnellen Entschlusse, mit einem einzigen Satz in ihr neues Gewebe dahinzuschleichen, wo sie sich gleich in den äußersten Winkel verkroch. Sie blieb da mehrere Tage verborgen, kaum daß sie sich hin und wieder ein wenig rührte.

Ich opferte jeden Tag $\frac{1}{2}$ Stunde für sie und sing ihr eine Fliege. Manchmal zwei, auch drei. Sie nahm sie alle an. Allmählich verlor sie die Scheu und wagte jetzt öfters, aus ihrem Netz hervorzukriechen. Anfangs blieb sie aber immer in dessen Nähe. Eines Nachts aber — ich rollte gerade den Kuchenteig zu einem langen dünnen Fled aus — kam sie zu mir herunter und kroch bis zu dem schmalen Rand der hölzernen Teigmulde vor, wo sie eine ganze Weile sitzen blieb und mir aufmerksam zusah. Mich rührte und fesselte das Gebahren dieses kleinen, winzigen Tieres, das eine große Intelligenz verriet, und ich dämpfte den Lärm des alten Rollholzes, das furchtbar quietschte, um sie nicht zu erschrecken. Endlich wagte sie sich mehr vor und kroch auf der Mulde hin bis zu dem ausgerollten Teigfled hin, den sie mit ihrem spitzen Schnabel besülzte. Und zuletzt stieg sie hinauf und spazierte auf dem Teige herum. Mir war das höchst unlieb.

Eine Weile wartete ich in der Hoffnung, daß sie von selbst wieder weggehen würde. Aber ihr fiel das nicht im geringsten ein; sie schien sich im Gegenteil beinahe häuslich niederlassen zu wollen. Ich hatte wenig Zeit, und mit dem Fettopf in der Hand stand ich ratlos da und wußte nicht, was beginnen. Sie hinderte mich an der Arbeit. Und anfassend wollte ich sie nicht, da ich fürchtete, ich könnte ihr wehthun.

Zweimal rief ich ihr zu: „Aber so geh' doch weg. Siehst du denn nicht, daß du mich aufhältst!“ Sie hörte nicht. Da blies ich sie mit meinem warmen Atem sadte an. Sie sträubte sich, krümmte ihren Leib hoch, indem sie mit den Füßen sich fest gegen den Teig anstemmte. Ich blies abermals, diesmal aber stärker. Und wirklich, ich brachte sie von ihrem Platz herunter. Ganz böse drehte sie sich nach mir herum, dann schlich sie wieder langsam, trübe weiter.

Es tat mir eigentlich leid, daß ich sie ein wenig geärgert hatte. Aber diesen Vorfall hatte sie bald wieder vergessen, und sie wurde von Tag zu Tag lecker und zutraulicher. Wenn ich jetzt abends in die Badstube trat, schlüpfte sie gleich aus ihrem Winkel hervor, gerade als ob sie auf mich schon gewartet hätte. Sie rannte unruhig an der Wand hin und her und sah mich erwartungsvoll an. Ich wußte schon, was das hieß, und ich begann, die Wände nach einer Fliege abzusuchen. Das war das erste, was ich tun mußte.

Sie war ein sehr boshafter Tyrann, meine kleine Freundin, die mir wenig Ruhe ließ. Manchmal verlor ich die Geduld und fuhr sie an: „Aber so geh doch endlich mal, du dummes Ding. Ich habe jetzt keine Zeit.“ Sie blieb aber sitzen und sah mich groß, verwundert an. Ich konnte ihr wirklich nicht böse sein, und ich mußte sie dann schön bitten und locken, an meinem Finger hinaufzukriechen, damit ich sie an ihr Gewebe hängen konnte. Denn anders brachte ich sie nicht fort.

Besonders gerne spazierte sie auf meinen Händen herum, gerade als ob sie mich lieblos und mir ihre Freundschaft damit beweisen wollte. Ich hatte sie darin ganz verwöhnt. Aber sehr unlieb war es mir, wenn ich mich zum Essen auf die Teigmulde setzte und sie dann ankam und über meine Hand oder über meine Schenkel lief und auf die belegten Stullen hinauf spazierte, um auch ihre Nase da hinein zu stecken.

Ofters spielte sie mir einen Schabernack. Einmal war ich eine Weile draußen vor dem Ofen gewesen, um nach dem Feuer zu sehen, und als ich wieder zurückkehrte und weiter essen wollte, fand ich meine übrigen Stullen mit einem ganzen Netz von feinen Fäden überzogen. Triumphierend stand sie auf dem einen Ende und blinzelte mir übermütig, ein wenig boshaft zu und rieb sich ihre Beine auf der glatten, schwarzen Wurstscheibe ab. Ich unterdrückte meinen Aerger und jagte sie etwas unsanft weg. Die Stullen mußte ich fortwerfen.

Ich entdeckte noch eine andere Eigenschaft, die ich bisher an ihr noch nicht kannte: — eine furchtbar große Neugier, die sie oft zu den gewagtesten Vorhaben verleitete. Sie kletterte einmal an dem eisernen Gasrohr hoch, um das Licht, die summende, tanzende und immer nervös flackernde Flamme näher in Augenschein zu nehmen, und hätte sich beinahe ihren Kopf dabei verbrannt. Erschreckt purzelte sie wieder an einem langen Faden hängend herunter und landete auf der Mulde. Sie war im ersten Augenblick so bestürzt, daß sie sich nicht rührte.

Ich konnte nicht umhin, ihr ein wenig Vorhaltungen zu machen, und sagte zu ihr: „Siehst du, meine Liebe, das kommt daher, weil du zu vorwichtig bist! Ueberall muß man seinen Schädel nicht hineinstecken!“

Aber sie hörte herzlich wenig auf meine Moral und lehrte mir ihren Ricken zu. Und nach einer Weile lief sie, müde und schlechtgelaunt, in ihren Winkel, um sich dort auszuruhen.

Uebrigens besah sie auch einen großen Mut. Das bewies sie, als eines Nachts ein schwarzer, dider Käfer durch die schmale Ritze aus dem Mehltrug hervorkroch und neugierig den Kopf in die Höhe streckte und in der Luft herumschweifelte. Kaum hatte sie ihn gesehen, als sie auch schon wie ein schnelles, stinkes Rad auf ihn losjagte. Der Käfer machte erschrocken lehrte und rannte schnell davon, dicht hinter ihm her meine kleine, energische Freundin mit vorwärts gebogenem Kopf wie ein Sitter, der auf den Feind losgehen will. Sie verschwand beide durch die schmale Ritze in den Mehltrug hinein. Eine ganze Viertelstunde blieb sie verschwunden, dann erschien sie wieder, ganz weiß, mit einer dicken Schicht Mehl bedeckt und bewegte sich langsam und schwer vorwärts wie ein kleiner, runder, lebendig gewordener Mehlklumpen. Ich erlachte sie kaum wieder und es fehlte nicht viel, so hätte ich sie mit dem Besen von der Mulde heruntergefegt.

Ganz erstaunt rief ich ihr zu: „Na, wie siehst denn du aus? . . .“ Sie schüttelte sich, fragte mit ihren langen Hinterbeinen das Mehl vom Rücken und schauerte ebenso ihren Kopf.

Ihre alte graue Farbe bekam sie aber nicht wieder, sie blieb immer noch von einer dünnen Schicht Mehl bedeckt, die sich nur langsam verlor. Das kümmerte sie aber äußerst wenig; sie lief herum, munter und vergnügter denn je.

Einmal kletterte sie, wohl um mir besser zusehen zu können, wie ich den Schneideteig zusammenrollte und ihn in schmale Scheiben zerschchnitt, auf den Fettopf hinauf und balancierte auf dem dünnen, schmalen Rand. Es war gewiß Neugier, die sie veranlaßte, sich etwas tiefer über den Topf zu bücken. Plötzlich rutschte sie auf dem glatten Rand aus und plumpste mitten in das flüssige Fett hinein. Und erbärmlich, dem Erstickten nahe, zappelte sie in dieser gelben Flüssigkeit herum und arbeitete sich, je mehr sie sich anstrengte, aus dieser tödlichen Falle herauszukommen, nur immer tiefer hinein. Ich fischte sie mit einem Finger heraus, sie hatte so viel Fett aufgefressen, daß sie sich kaum mehr rühren konnte; nur mühsam kroch sie vorwärts, einen langen, dünnen Fettschweif hinter sich bildend. Zum Glück war das Fett nicht heiß gewesen, sonst wäre sie unheilbar verbrüht.

Das sind nur einige der Abenteuer, die sie erlebte — und sie erlebte deren viele! . . . Aber eines Abends trat etwas ein, das ihrem jungen, winzigen Leben ein jähes Ende bereiten sollte.

Es waren sieben, vielleicht auch acht Wochen verfloßen, seit ich mit der Spinne befreundet war. Da erschien einmal mitten in der Nacht der Meister. Er kehrte von einem Statklub zurück, dem ein halbes Duzend Vätermeister der Nachbarschaft angehört und den er

jeden Mittwoch regelmäßig besuchte. Meistens hatte er berspielt, und so trat er denn fast jedesmal herein, um seinen Berger erst irgendwo auszulassen, ehe er sich hinauf zur Meisterin in das Ehebett begab.

Ich war an sein unvermutetes Erscheinen bereits so gewöhnt, daß ich kaum noch auf ihn achtete.

Wenn er mich sah, kniff er seine Augen zusammen, lächlich und boshaft, und ließ sie in der Wackstube scharf spähend umherstreifen, um einen Anlaß zu finden, mir eins auszuwickeln. Ich bewachte aber meine kalte Ruhe und fing diesmal, um ihn noch etwas mehr zu ärgern, zu pfeifen an, während ich die Streufestluchen fertig machte. Ich tat das sonst nie.

Aber heute schien — im ersten Augenblick wenigstens — alles in Ordnung zu sein; trotzdem ließ seine schlechte Laune keineswegs nach. Mit beiden Händen faßte er in alle Teige, die auf der Wulde und auf dem schmutzigen Erdboden, in leere Mehlsäcke gehüllt, lagen. Er prüfte sie auf ihre Festigkeit hin, mit weit auseinandergespreizten Fingern, wie mit Strahlen eines Raubvogels, an den seine ganze kleine, geduckt-lauernde Gestalt lebhaft erinnerte. Dann richtete er sich langsam wieder hoch und warf mir einen kurzen, wütenden Blick von der Seite zu.

„Der Schrippenteig könnte auch etwas weicher sein. Der ist viel zu fest. . . . Sie scheinen wohl gar nicht daran zu denken, daß das Mehl Geld kostet. . . . Mein Geld! Ich muß es vorher auch verdienen. . . . und sehr teuer verdienen ich's!“

Ich belegte ihn im stillen mit einigen zärtlichen Rosenamen und schwieg. Er aber fuhr weiter fort in seiner Litanei, die ich schon kannte, da ich sie fast täglich zu hören bekam:

„Ach! — wie schwer ist es, sein Geschäft zu führen! Sie haben keine Ahnung. . . nicht einen Schimmer verstehen Sie davon, gar nichts verstehen Sie! . . . Ja, und da plagt und plagt man sich und jetzt fast noch dabei Geld zu — und obendrein soll man sich dann noch ärgern! Das ist die ganze Sache kaum wert. . . .“

Ich pflichtete ihm in Gedanken bei. Aber plötzlich bemerkte er die Spinne, die wahrscheinlich von irgendeinem Winkel zurückkehrte und ahnungslos über die Wand trock nach ihrem Rey hin. Er brach ab und mit der Hand weit ausholend, schlug er sie mit lautem Klatschen an der Wand breit.

„Diese ekelhaften gemeinen Viehier! Ich möchte nur wissen, wo das Zeug bloß herkommt. Überall sind sie, kriechen überall herum und steigen überall hinein. Hol der Teufel die Luders!“

Er wuschte sich die Hand an seiner Hose ab und schwieg eine Weile. Dann schien ihm aber noch etwas einzufallen, und er wandte sich wieder zu mir:

„Besser aufpassen könnten Sie auch. Das wollte ich Ihnen noch sagen. Gestern war die Nachbarin, die Beischolde, da und zeigte mir einen schwarzen Käfer, den sie im Drot gefunden hätte! . . . Zu was sind Sie denn da? . . . Glauben Sie vielleicht, ich zahlte Ihnen umsonst mein schönes Geld? . . .“

Bisher hatte ich geschwiegen, da ich mich nur ungern aufregte. Aber die letzten Worte, die ganz seiner schmutzigen Gefinnung entsprachen, brachten mich doch auf und versetzten mich in äußersten Zorn.

Kaum fähig, mich noch einigermaßen zu beherrschen, ließ ich auf ihn zu, faßte ihn am Stragen und wies nach der Tür.

„Jetzt machen Sie aber, daß Sie schleunigst hinauskommen und lassen Sie mich in Ruhe! Haben Sie mich verstanden?“

Er duckte sich zusammen, ganz erschreckt, und verhielt sich plötzlich mäusehinstill. Dann richtete er sich auf und rannte mit einem ichnellen Satz hinaus — bis zu der alten, morschen Treppe, die nach dem Laden führte. Dort fühlte er sich etwas sicherer und begann, zum erstenmal in seiner wahren, erbärmlichen Feigheit sich zeigend, erst seinem Herzen in einer Flut von wüsten Schimpfworten Luft zu machen, ehe er sich ganz davonstieß.

Ich war nach diesem Ereignis willens, schon den andern Tag zu gehen. Aber als ob der Meister dies gehäht hätte, hielt er sich verborgen und ließ sich den ganzen Tag nicht sehen. Ich verschob es, zumal meine Erregung nach und nach abflaute, auf ein anderes mal.

Doch hatte mich eine plötzliche Anlust zur Arbeit ergriffen, eine wilde Unruhe und Nervosität, die mir sonst fremd war. Von Tag zu Tag ging ich mit größerem Widerwillen an die Arbeit heran, die mir mit einermal verhaßt war. Die Langeweile beschlich mich wieder, aber sie war hundertmal größer und erdrückender als wie im Anfang. Es fehlte mir etwas. . . . was, wußte ich nicht genau. . . . das heißt, ich wollte es mir nicht eingestehen. . . . die Spinne! . . . So tief hatte sich dieser kleine Kobold in mein Herz eingeschlichen! . . . Sie fehlte mir wirklich, und was sie für mich war, entdeckte ich erst jetzt. Ein kleiner, runder, brauner Schmutzflak an der Wand, der allmählig zu verblasen anfing, war alles, was von ihr noch übrig blieb. Oft blüdete ich unwillkürlich auf und sah nach dem Rey, als ob sie da noch hinge oder jeden Augenblick hervorkommen könnte. Ich schämte mich beinahe vor mir selbst, wenn ich mich in Gedanken an sie ertappte; und um nicht fortwährend an sie erinnert zu werden, riß ich das Rey ganz herunter, das seine, zarte Gewebe, das kaum eine Spur an meinen Fingern zurückließ. Aber trotzdem sehe ich noch öfters nach jener leeren Stelle hin, wo sie damals gehangen hatte: Jetzt gähnte mich wieder das schwarze düstere Loch an.

Ich faßte einen kurzen Entschluß und kehrte einige Tage später diesem Schmutzwinkel von Bäckerlei den Rücken, in dem ich drei Monate lang täglich fünfzehn Stunden zugebracht hatte.

Die Geschichte der Südpolarforschung.

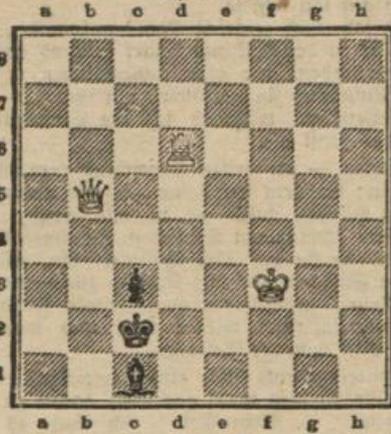
Zum ersten Male in der Geschichte der antarktischen Forschung haben jetzt kluge Pioniere der Wissenschaft in der Eiswüste des Südpolargebiets ihr Leben lassen müssen, und während die Entdeckung der Nordpolarländer in allen Jahrhunderten reiche Opfer an Menschenleben erforderte, waren bis zum Untergange des Kapitäns Scott und seiner vier Begleiter alle Südpolarexpeditionen glücklich zurückgekehrt, wengleich auch hier einzelne Teilnehmer, allerdings stets nur infolge von Krankheiten, den Tod gefunden hatten. Freilich war die Zahl der Forscher, die die Geheimnisse der Antarktis zu lästen veruchteten, weitaus geringer als die der Nordpolarfahrer, wie überhaupt die Geschichte der antarktischen Forschung viel jüngeren Datums ist.

Sie beginnt erst mit dem Jahre 1773, in dem James Cook, der berühmte Seefahrer, der Neuseeland entdeckte, zum ersten Male einen Vorstoß nach dem äußersten Süden des Erdballes unternahm. Es war am 17. Januar 1773, kurz vor Mittag, als Kapitän Cook zum ersten Male den südlichen Polarkreis mit seinem Schiffe kreuzte. Er war also noch rund 2400 Kilometer vom Südpol entfernt. Die nächste große Südpolarexpedition war die russische unter Leitung des Admirals Bellinghauzen, die 1819 von Portsmouth ausfuhr. Sie gelangte bis zu 69 Gr. 2 Min. südlicher Breite, wo sie durch die große Eisbarriere aufgehalten wurde. Viel weiter gelangte im Jahre 1822 Kapitän James Weddell von der englischen Marine, der dem Südpol bis auf etwa 1300 Kilometer nahe kam. Im Jahre darauf weilte der Amerikaner Benjamin Morrell in der Antarktis. Er erklärte, daß auf 70 Gr. 14 Min. der Weg zum Pol offen vor ihm gelegen habe, daß er aber durch Mangel an Heizmaterial und Nahrungsmitteln an der Weiterreise gehindert worden sei. Seine Berichte begegneten freilich starken Zweifeln an ihrer Glaubwürdigkeit. Im Jahre 1837 erforchte eine französische Expedition unter Du Mont d'Urville die südlichen Shetlands-Inseln, konnte aber angesichts der massiven Eisbarriere nicht weiter vordringen. 1838 entdeckte der amerikanische Kapitän Charles Wilkes weite Landstrecken in der Südpolarzone, die nach ihm Wilkes-Land genannt wurden, und die er kartographisch aufnahm. Auf ihn folgte der erfolgreichste unter den älteren antarktischen Forschern, James Clark Ross, der 1841 bis zu 78 Gr. 10 Min. südlicher Breite vordrang und die Küste von Viktoria-Land besuhr. Von hier aus sind, wie man weiß, während der letzten fünfzehn Jahre die erfolgreichsten Versuche ausgegangen, die schließlich zur Erreichung des Südpols geführt haben. Der jüngere Ross entdeckte 1841 auch die beiden gewaltigen Vulkane von Viktoria-Land, die später, nach dem Untergange der Franklinschen Nordpolarpedition, zur Erinnerung an dessen beide Schiffe „Erebus“ und „Terror“ genannt wurden.

Nun dauerte es rund 60 Jahre, bis es wieder gelang, weiter nach Süden als Ross vorzudringen, und die in der Zwischenzeit unternommenen Expeditionen waren nicht sonderlich vom Glück begünstigt. So kam im Jahre 1873 Sir Georges Nares nur bis zu 65 Gr. 42 Min., wo er als Führer der ersten Dampferexpedition durch dieses Bades zur Umkehr gezwungen wurde. 1894 kam der skandinavische Kapitän Larsen bis zu 68 Gr. 10 Min. südl. Br. Bessere Erfolge erzielte erst die „Belgica“-Expedition von Adrien de Gerlache, die im Jahre 1897 erfolgreiche wissenschaftliche Untersuchungen unter 71 Gr. 35 Min. durchführte. Es war die erste Expedition, die während des Südwinters in der 2 1/2 monatigen antarktischen Nacht überwinterte. Erst Carsten Borchgrevink, der norwegische Führer einer aus zehn Personen bestehenden englischen Expedition, drang um die Jahrhundertwende um 40 Min. weiter nach Süden vor als 1841 der jüngere Ross; Borchgrevink landete in Viktoria-Land bei Kap Andare und gelangte bis zu 78 Gr. 50 Min. südl. Br. Nun folgte in den Jahren von 1901 bis 1904 Kapitän Scotts erste große Forschungsreise, die sogenannte Discovery-Expedition, die den eigentlichen Untergrund für die späteren Vorstöße zum Pol legte. Scott, der dem Pol bereits bis auf 550 Kilometer nahe kam, machte wichtige geologische Entdeckungen und wies das Vorhandensein des antarktischen Kontinents unzweifelhaft nach. Erwähnt werden muß außerdem noch die deutsche Südpolarexpedition unter Erich v. Drygalski, die um die Jahrhundertwende vor allem wichtige ozeanographische Feststellungen machte, die aber nicht sonderlich weit nach Süden gelangte. Im Jahre 1903 gelangen auch dem Schotten Dr. Bruce bedeutsame wissenschaftliche Feststellungen in der Antarktis. Nun folgt die letzte Etappe im Kampfe um die Südpolstrophäe. Am 9. Januar 1909 gelangte Ernest Shackleton bis zu 88 Grad 23 Min. südlicher Breite, und er hätte gewiß schon damals die noch fehlenden 170 Kilometer bis zum Pol zurückgelegt, wenn ihn nicht Mangel an Lebensmitteln zur Umkehr genötigt hätte. So blieb es dem Begleiter Scotts auf der Discovery-Expedition vorbehalten, den endgültigen Sieg davonzutragen, der am 14. Dezember 1911 dem Norweger Roald Amundsen zufiel. Er pflanzte auf dem 90. Breitengrad die

Schach.

Unter Leitung von S. Kapin.
Schinman.



2+ (1P-9PL 7)

Gambit in der Rückhand.
Rabinowitsch. Vertan.

- 1. c2-e4 e7-e5
- 2. Sg1-f3 f7-f5

Dieser zweifelhafte Gambitzug gibt der Eröffnung den Namen.

Auf 2. . . . d5 gibt der neue Bilguer nur folgenden angeblichen Gewinn für Weiß an: 3. od5!, Dxd5; 4. Sc3, De6; 5. Lb5!, c6; 6. La4 nebst Lb3. Jedoch nach 6. . . . Ld6; 7. Lb3, De7; 8. 0-0, Lg4; 9. d4, Sd7 zc. ist von einem Gewinn für Weiß nichts zu sehen.

- 3. Lf1-e4!

Nach dem Bilguer ein „?“ . . . Er gibt folgende zwei angebliche Gewinnmethoden an:

3. e4xf5!, d7-d6; 4. d2-d4, e5-e4. (Gar nicht erwähnt ist: 4. . . . Lxf5; 5. de5, De7; 3. B. 6. De2, de5; 7. Sxe5, Lxc2 zc.) 5. Sg3-g5!, Lc8xf5; 6. Sbl-c3!, Sg8-f6; 7. f2-f3!, Dd8-e7; 8. f3xe4. Jedoch nach 8. . . . h7-h6 (gar nicht erwähnt? . . .) 9. Lf1-e2, Lf5-g6 müßte der Gewinn noch nachgewiesen werden (weil eben nicht ersichtlich? . . .)

Der andere Weg besteht angeblich in: 3. Sg3xe5!, Dd8-f6; 4. d2-d4, d7-d6; 5. Se5-e4, f5xe4; 6. Sbl-c3, Df6-g6. (Nicht erwähnt ist 6. . . . Df7, worauf Sxe4 wegen der Gabel d5 fehlerhaft wäre, während d5 mit 7. . . . Sg6 beantwortet wird.) 7. f2-f3!, e4xf3; 8. Dd1xf3, Sg8-c6 (v. Barbeleben und Wieses). 9. Sc3-b5, Lc8-g4; 10. Df3-e3f, Ke8-d7; 11. Lf1-d3. Jedoch nach 11. . . . Dh5 (oder auch De6); 12. 0-0, Te8 zc. ist der Gewinn des Weißen ziemlich unklar. (Ob überhaupt vorhanden? . . .)

Der vom Bilguer als schlecht bezeichnete Zugzug scheint doch der beste und klarste zu sein!?

- 3. . . . f5xe4!
- 4. Sf3xe5 Dd8-g5!
- 6. d2-d4 Dg5xg2
- 6. Dd1-h5f g7-g6
- 6. . . . Kd8, 7. Sf7+ nebst 3+
- 7. Lc4-f7f Ke8-d8!

Bisher alles nach dem Bilguer, von dem auch die obigen „1“ zur Spielführung des Nachziehenden betreffen. Nun aber führt der Bilguer merkwürdigerweise (in 5 Tabellen-Varianten und sieben Glossen) nur (? . . .) „8. Lxg6!“ aus, womit höchstens Remis erreicht wird. Mit

Das „Gambit in der Rückhand“ war jahrzehntelang sehr in Mode, wird auch heute noch, besonders im Norden Europas, vielfach kultiviert.

Vriestasten. Fr. G. Innsbruck. Das Buch von Fr. Gutmayer „Der Weg zur Meisterschaft“ erscheint in zweiter Auflage in wenigen Tagen und ist schon jetzt bei E. Rommiger, Leipzig, Perthesstraße 10, zu bestellen. (4 M.)

seiner Güte wird der augen-scheinliche (!) Zug

8. Dh5-g5f!
ermahnt, der den Th1 deckt und auch hiermit den einfa chen (!) Gewinn bringt. Eine unbegreifliche Unterlassung!?

- 8. Dg2xg5
- 9. Lc1xg5f Lf8-e7
- 10. Lf7-b3 Le7xg5
- 11. Se5-f7f Kd8-e7
- 12. Sf7xg5
- 12. SxT?, Sh6 nebst Lf6.
- 12. Sg8-f8
- 13. Sbl-c3 Sb3-c6
- 13. c6; 14. d5 zc. Auch andere Züge sind nicht viel besser.
- 14. 0-0-0 d7-d6
- 14. Te8; 15. Sb5 zc.
- 15. Th1-e1 Lc8-f5
- 16. f2-f3

Alle bisherigen Züge des Nachziehenden (vom dritten Zuge an, also nach 3. Lc4 „?“ . . .) sind augenscheinlich fast erzwungen. Nachdem nun auch sein Mehrbauer fällt, hat er gar keine Kompensation mehr für die evident schlechtere Stellung und der Gewinn für Weiß kann nur Frage der Zeit sein.

- 16. h7-h6
- 16. Kd7; 17. fe4, Lg4;
- 18. Td3 nebst e4-e5 bzw. Sf7 zc.
- 17. Sg5xe4 Sf6xe4
- 18. f3xe4 Lf5-g4
- 19. Sc3-d5f Ke7-d8
- 20. Td1-d3 g6-g5

Es drohte Tg3 nebst ev. Sd4. 21. Sd5-f6 Lg4-d7

- 22. e4-e5 Sc8-e7
- 23. e5xd6 e7xd6
- 24. Sf6xd7 Kd8xd7
- 25. Lb3-a4f Kd7-d8
- 26. Te1-e6 Se7-f5
- 27. Td3-f3 Sf5-h4
- 28. Tf3-f7 Ta8-b8
- 29. Te6xd6f Kd8-e8
- 30. La4-b5 Th8-e8
- 31. Td6-d7 Te8-e1f
- 32. Ke1-d2 Te1-e4
- 33. Kd2-d3 Te4-e1
- 34. Lb3-d5 Te1-d1f
- 35. Kd3-c3 Te1-e1
- 36. Kc3-d2 Te1-e8?
- 37. Td7-c7f Kc8-d8
- 38. Tf7-d7f

Sier hätte Schwarz, da Sxd1? eine Figur kosten würde, eigentlich mit ruhigem Gewissen schon angeben können.

Die gleiche Flagge auf, die nun fünf Wochen später, am 18. Januar 1912 von Kapitän Scott, der als Zweiter den Südpol erreichte, am Pol noch gefunden wurde.

Dieser aus den bei der Leiche Scotts aufgefundenen Aufzeichnungen hervorgehende Umstand ist übrigens ein unumstößlicher Beweis dafür, daß sowohl Amundsen wie Scott tatsächlich den Südpol erreicht haben. Denn Scott war von dem Erfolge Amundsens nichts bekannt, und wenn er Amundsens Spuren nicht gefunden hätte, so wären immerhin Zweifel möglich gewesen, ob der eine oder der andere der beiden Forscher sich bei seinen Ortsbestimmungen nicht vielleicht doch getrrt hätte. In bezug auf die Erreichung des Nordpols durch Peary liegt ein solcher unumstößlicher Beweis bekanntlich nicht vor. Es sei zum Schlusse noch einiger anderer antarktischer Expeditionen gedacht, die zwar gleichfalls bemerkenswerte Entdeckungen gemacht, das Ziel der Erreichung des Südpols aber nicht im Auge gehabt haben. Es sind das die Expeditionen des Franzosen Dr. Charcot und des Deutschen Filchner, die sich beide die westliche Antarktis zum Ziel ihrer Forschungen gesetzt hatten.

Kleines feuilleton.

Physiologisches.

Die Tugenden der Kartoffel. Man sollte glauben, daß es namentlich in deutscher Sprache ganz überflüssig wäre, jetzt noch ein Loblied auf die Kartoffel anzustimmen. Keine Nutzpflanze, die aus einem fremden Erdteil stammt, auch nicht der Reis, der Tabak oder der Kaffee, haben eine so fest eingebürgerte Stellung in der ganzen Welt und vorzugsweise in Mitteleuropa gewonnen. Dazu kommt, daß die Kartoffel im Gegensatz zu den genannten Pflanzen in unserem Klima gedeiht und gleichzeitig als Volksernährungsmittel ersten Ranges sowie als Delikatesse für den feinsten Gaumen unentbehrlich geworden ist. Trotz dieser seit langem begründeten Stellung kann auch die Kartoffel noch immer nicht als restlos erschöpft gelten. Die Wissenschaft der Ernährungsvorgänge hat sich erst in den letzten zehn Jahren entwickelt und demnach noch längst nicht alle Fragen aufklären können, die zu ihrem Bereich gehören. Deshalb herrschen auch noch verschiedene Ansichten sowohl über den Nährwert wie über die Verdaulichkeit der Kartoffel, ganz zu schweigen von ihrer Verwendung bei gewissen Krankheitszuständen. Die Eigenschaft, die von den Gegnern der ausschließlichen Pflanzenkost zur Begründung ihres Standpunkts zu allererst hervorgehoben wird, ist der große Gehalt der pflanzlichen Nahrungsmittel an unverdaulichem Zellstoff und Rohfasern. Wegen dieses Gehalts muß zum wenigsten von Pflanzenstoffen mehr genossen werden als von Fleisch, um eine Sättigung herbeizuführen, und das hat wieder seine Bedenken mit Rücksicht auf eine Ueberlastung der Verdauungsorgane. Ferner werden auch die großen Mengen von Kohlehydraten bemängelt, die leicht zu Gärungen und zur Bildung von Säuren Anlaß geben. Uebrigens ist von diesen beiden Erscheinungen weniger der Eintritt von Verdauungsstörungen zu fürchten, als eine zu schnelle Verdauung, die eine genügende Ausnutzung der Nährstoffe nicht gestattet. Dazu kommt der geringe Eiweißgehalt der Pflanzen im Vergleich zu dem des Fleisches. 10 Pfund Kartoffeln oder nahezu 4 Pfund Roggenbrot führen dem Körper erst denselben Betrag an Eiweiß zu wie ein Pfund mageres Fleisch.

Diese Tatsache, auf die früher das Hauptgewicht gelegt worden ist, erscheint nach den Forschungen der letzten Jahre in etwas anderem Licht, da sich die Anschauungen über das Eiweißbedürfnis des menschlichen Körpers gewandelt haben. Insbesondere kommt diese Auffassung in einer Arbeit zum Ausdruck, die der dänische Forscher Dr. Hindhebe in der Zeitschrift für diätetische und physikalische Therapie über die Verdaulichkeit der Kartoffeln veröffentlicht hat. Er sammelte seine Erfahrungen an einer Versuchsperson, die mehr als einen Monat ausschließlich von Kartoffeln mit Butat verschiedener Fettarten ernährt wurde. Auf diesem Wege wurden dem Körper weniger als vierzig Gramm Eiweiß täglich zugeführt, während früher der Eiweißbedarf des Menschen auf 125 bis 150 Gramm geschätzt worden ist. Dennoch war das Befinden des Betreffenden ausgezeichnet. Das Körpergewicht blieb unverändert und es zeigte sich auch keine Störung des Gleichgewichts der Gesundheit mit Rücksicht auf den Stickstoffbedarf. Auch weitere Experimente derselben Art haben das gleiche zufriedenstellende Ergebnis gehabt, nur wurde besonders darauf geachtet, daß die Nahrung gut gekaut wurde. Dieser Erfolg der Kartoffel ist hauptsächlich wohl dadurch zu erklären, daß sie einen nur mäßigen Gehalt an unverdaulichem Zellulose besitzt. (Daß die Kartoffel einen hohen Nährwert hat, ist von der dauerlichen Bevölkerung und auch in der industriellen Arbeiterschaft längst erprobt. Trotzdem wäre es nicht ratsam, aus den Hindhebeschen Versuchen so weitgehende Schlüsse zu ziehen. Insbesondere ist das Eiweiß- und Fleischbedürfnis des städtischen Arbeiters ein weit größeres, als Hindhebe annimmt. Daß übertriebener und einseitiger Fleischgenuß Gefahren bietet und nicht vorzuziehen ist, kann dagegen zugegeben werden. Aber die größte Masse des Volkes ist ja dank der deutschen Wirtschaftsordnung vor solchen Gefahren aus reichlichster Gewähr.)

Verantw. Redakteur: Alfred Dielepp, Neudöln. — Druck u. Verlag: Fortwärts-Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.